

Zeitschrift: Jahrbuch der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Herausgeber: Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Band: - (1931)

Artikel: Diktatstoffe für den Deutsch-Unterricht
Autor: Weiss, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-819448>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Diktatstoffe für den Deutsch-Unterricht

zusammengestellt von *Ernst Weiß*, Winterthur.

Rübezahl.

In einer Weberfamilie herrschte großes Elend. Da ging der dreizehnjährige Knabe in das schlesische Gebirge, um bei Rübezahl Hilfe zu suchen. Er legte das Leinwandpäckchen auf einen moosigen Stein und rief den Berggeist mit seinem Namen.

Der Knabe hat zwar Angst vor dem Gespenst; aber dennoch wiederholt er seinen Ruf. Er denkt bei sich selbst: „Wenn dieses Päcklein ihm gefiele, würde ich noch viele holen, vielleicht kann ich ihm alle verkaufen.“

Rübezahl hatte nämlich schon manchem Armen und Geplagten geholfen. Das wußte der Knabe aus den interessanten Märchen der Großmutter, denen er gerne zugehört hatte.

Während er diese Märchen im Gedächtnis auffrischte, spazierte er hin und her, oder hielt Ausschau durch die Stämme der schlanken Lärchen und Föhren. Aber Rübezahl ließ sich nirgends sehen oder hören, all seine Mühe und Hoffnung war vergebens. In seiner Enttäuschung mußte er abends, als die Dunkelheit hereinbrach, sich heimwärts schleichen, ohne daß er etwas ausgerichtet hatte.

J. J. EB.

Die Zeit der schweren Not.

Der Wind pfiff halb von Nord, halb von Ost. Allem, was am Berge lebte, mißfiel er; alle, Maus und Eichhorn, Has und Reh, Fuchs und Dachs, blies er in ihre Verstecke, und Bussard und Krähe, Meise und Häher pustete er über den Hang des Berges an den Westhang. Es fror, daß es knackte. Die Weizen-saat unter dem Walde winterete aus, die Rinde der Eiche sprang, still stand der Graben, und der Bach verschwand.

Sieben Tage schnob der bitterböse Wind im Lande umher, dann verlor er den Atem. Über den Berg stieg eine Wolkenwand, schwarzblau und schwer, schob sich über den hellen, hohen Himmel und legte sich tief auf das Land, bis sie sich

an den scharfen Klippen des Berges den Bauch aufschlitzte. Da quoll es heraus, weiß und weich, einen Tag und eine Nacht, und noch einen Tag und eine Nacht, und so noch einmal, bis alles zugedeckt war im Lande und auf dem Berge und so sauber aussah, daß die Sonne vor Freuden lachte. Ihr Lachen brachte Leben an den Osthang des Berges. Mit einem Male waren die Rehe wieder da und die Hasen, Fuchs und Dachs fuhren aus ihren Gebäuden, das Eichhorn verließ den Kobel und die Maus das Loch, Bussard, Krähe und Häher tauchten auf, und überall wimmelte es von buntem, lustigem Kleinvogelvolke.

Das Lachen der Sonne war falscher Art, es kündete Blut und Tod. Der tauende Schnee ballte sich und brach Äste und Bäume; er knickte die Fichten und krümmte die Jungbuchen, und auf dem Boden überzog der Boden sich mit einer Kruste, hart wie Eis und scharf wie Glas. Der Ostwind hatte ausgeschlafen und blies aufs neue gegen den Berg. Da kam die Zeit der schweren Not.

Die Maus hatte ihren Gang unter dem Schnee, das Eichhorn behalf sich mit Blattknospen und Rinde, der Hase rückte in die Kohlgärten, der Dachs verschlief die hungrigen Nächte, der Fuchs suchte die Dungstätten ab. Übel daran war das Reh. Die Saat war vergraben in steinhartem Schnee. Verschneit waren die Himbeeren, verweht die Brombeeren. Buchenknospen unddürre Halme, trockene Blätter und harte Stengel, das war alles, was der Berg an Äsung bot.

Der Hunger ging durch den Wald.

nach Hermann Löns.

Der Hahn im Korb.

Zur Zeit, da es noch Sitte war, Narren zu halten an den Höfen, hatte ein Fürst einen solchen Schalk, der wegen seiner lustigen Streiche und seiner gescheiten Einfälle bekannt und beliebt war. Eines Mittags, da man zur Tafel ging, aber der Narr noch fehlte, sagte der Fürst zu den eingeladenen Herren, um den Narren mit guter Art züchtigen zu können, habe er einen Schwank im Sinne; es sollte jeder von ihnen ein Ei zu sich stecken und wenn er's befehle, herfürlangen. Als sie nun

sämtlich bei Tafel saßen und die Reden durcheinanderliefen und überlaut wurden, rief der Fürst, scheinbar vor Unmut: „Das gackert und glücket ja, als wenn ein Hennenvolk beisammen wäre! Nun will ich aber auch die Eier sehen, die gelegt werden, geschwind!“ Und er wandte sich zu dem Nächsten, der neben ihm saß. Der duckte und schmuckte sich allsogleich und drückte und legte ein Ei vor sich auf den Tisch. Desgleichen taten der andere, der dritte, die übrigen, wie die Reihe an sie kam. Zuletzt war's an dem Narren, daß er ein Ei legen sollte. Der aber erhob sich auf seinem Sitz und schlug mit den Armen als wie mit Flügeln und schrie: „Kikerikiki!“ „Was will das?“ fragte der Fürst. „Ei,“ antwortete der Narr, „da, wo so viel Hennen sind, muß ja doch wohl ein Hahn sein.“ Dieser Einfall ergötzte den Herrn, und der Narr entging nicht nur der zugedachten Züchtigung, sondern verblieb auch, was er bisher gewesen, der Hahn im Korb.

Ludwig Aurbacher.

Ende des letzten Grafen von Froburg.

Man zeigt noch heutzutage im Gasthause zum „Weißen Kreuz“ in Olten einen Saal, in welchem bei vierundzwanzig Grafen und Freiherren des Frohburger Stammes ihre gewöhnlichen Zusammenkünfte abhielten, die alle morgens daheim wegkreitten und abends wieder zurückgelangen konnten. Der Erntegewinn des einen Frohburgers war allein so groß, daß, wenn der erste Kornwagen einer ununterbrochenen Reihe von Erntewagen bereits droben durchs Schloßtor fuhr, der letzte des Zuges noch unten im Tal ankam. Und doch beträgt von da aus der Weg aufs Schloß ein paar starke Stunden.

Der letzte der Frohburger war ein harter Mann und unersättlicher Jäger. Er ritt an einem Julitage in der Zofinger Gegend scharf auf Olten zu, um dieses Städtchen noch vor dem Losbruch eines drohenden Gewitters zu erreichen. Er schrie seinen Vorreitern zu: „Es kommt auf einige Garben nicht an!“ und so sprengten sie mitten durch die reifen Saaten mit allem Trosse der Oltener Aarebrücke zu. Da erbebt die Erde von einem Donnerschlag, und zugleich steht auf den Höhen des Hauensteinpasses die Froburg im Feuer, als ob

alle Blitze des Himmels auf sie niederegnen wollten. Ingrimmig rief der Frevler aus: „So will ich das Volk zu Paaren treiben; es soll so lange an einer neuen Burg bauen, bis kein Pflug mehr im Lande geht, und wo's der Mörtel nicht tut, da behebt Bauernblut!“ Aber im gleichen Augenblicke reißt ihn ein Blitzschlag vom Rosse, und als die Knappen nach ihm sahen, lag er schon entseelt am Boden.

Das Schneeglöckchen.

Es war einmal ein langer, kalter Winter, und der Schnee wollte nicht schwinden. Unter der weißen Decke harrten ein paar Blumenkeime auf ein freundliches Winken des Frühlings. Da ihnen die Weile zu lang wurde, sprach der eine zum andern: „Horch, Brüderlein, ich möcht's versuchen, wie's draußen aussieht!“ Sagte der andere: „Probier's, ich tu' mit“. Also haben sie die Keimblätter hübsch zugespitzt, daß sie scharf wurden wie Pfeile und durch den Schnee schießen konnten. Dann versuchten sie's. Hat sie auch ein wenig gefroren bei der kalten Arbeit, so gelang es ihnen doch, und nach wenigen Stunden waren sie mit ihren Köpflein ans Tageslicht emporgedrungen. Der Schnee hatte ihnen alle Farbe weggeleckt, und sie waren weiß wie Leinen.

„Tut nichts,“ sprach eins zum andern, und ließ sich keins seine Freude verkümmern. Das hörte der Winter und dachte sich: „Wird schon der Frühling eingeleitet! Jetzt ist es Zeit, daß du dich aus dem Staube machst. Dem jungen, leichtsinnigen Fant will ich aus dem Wege gehen; ich mag ihn nicht leiden!“

Da zog er seinen langen, weißen Schneemantel an sich und trollte sich seiner Wege. Der Lenz aber lauschte allbereits hinter den Hecken, und als er vortrat, galt sein erstes Grüßen den beiden Blumen, und er gab ihnen von nun an den Namen „Schneeglöckchen“, weil sie den Schnee weggeläutet hatten.

Schildbürger.

Die Alten und die Jungen waren in Wälder geflohen. Damals verbrannte ihr dreieckiges Rathaus und ihre Kanzlei,

sodaß von ihren Geschichten nichts Ordentliches mehr zu finden ist und ihre Taten nur vom Gerücht aufbewahrt werden. Die armen Bürger waren in großer Not: Hab und Gut waren dahin. Sie fanden deswegen nichts Besseres, als etwas anderes zu suchen, wo sie sicher bleiben könnten. So verließ alt und jung das Vaterland. Und sie zogen voneinander, der eine da, der andere dort hinaus und ließen sich an vielen Orten nieder. Seither gibt es Schildbürger in der ganzen Welt.

Wie die Schildbürger ihre Glocke verbergen.

Auf eine Zeit verbreitete sich im Lande die Sage von einem großen Kriege. Die Schildbürger wurden für ihre Habe und Güter besorgt, es möchten ihnen dieselben von den Feinden weggeführt werden; besonders angst war ihnen für eine Glocke, die auf dem Rathaus hing. Auf diese, dachten sie, könnte das Kriegsvolk ein besonderes Auge haben und Büchsen daraus gießen wollen. So wurden sie denn nach langem Ratschlagen eins, dieselbe bis zum Ende des Kriegs in den See zu versenken und sie, wenn der Feind abgezogen wäre, wieder herauszuziehen und aufzuhängen. Sie bestiegen also ein Schiff und fuhren mit der Glocke auf den See. Als sie aber die Glocke hineinwerfen wollten, da hatte einer unter ihnen Angst, ob sie den Ort denn auch wieder finden könnten, wo sie die Glocke ausgeworfen hätten? „Da laß dir keine grauen Haare darüber wachsen,“ sagte der Schultheiß und schnitt mit dem Messer einen Kerf in das Schiff, an dem Ort, wo sie die Glocke in den See versenkten. „Hier bei dem Schnitt,“ sprach er, „wollen wir sie wieder erkennen“. So war die Glocke wieder hinausgeworfen und versenkt. Lang nachher, als der Krieg vorüber war, fuhren sie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen. Den Kerfschnitt an dem Schiff fanden sie richtig wieder; aber den Ort, wo die Glocke war, zeigte er ihnen nicht an.

nach Gottfried August Bürger.

Der Laternenanzünder.

Früher wohnten wir in Eimsbüttel, in der Fruchtallee. Wenn wir abends heimkamen, schien die Laterne vor unserem Hause so freundlich in unsere Stube hinein. Es sah aus, als

ob drinnen Licht brennte. Sie stand hinter einem großen Lindenbaum, und wir sahen die Schatten der Lindenblätter auf der hellen Tapete. Es sah so schön aus. Unser Laternenanzünder hieß Herr Behrens. Er kam des Abends nie allein. Immer war sein kleiner Junge bei ihm. Es war ein stämmiger Junge von acht Jahren; Otto hieß er. Wenn Herr Behrens die Leiter anlegte, guckte Otto aufmerksam zu, ob sie auch feststände zwischen den Pflastersteinen. Wenn der Vater dann hinaufstieg, um die Laterne zu putzen, hielt Otto mit beiden Armen die Leiter fest. Otto hatte seinen Vater sehr lieb; der Vater hinkte ein wenig. Er war früher einmal mit der Leiter gefallen.

nach Ilse Frapan.

Der Herr Stadtrichter.

In einer Stadt ging ein Bürger schnell und ernsthaft die Straße hinab. Man sah ihm an, daß er etwas Wichtiges irgendwo zu tun habe. Da ging der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei gewalttätiger Mann muß gewesen sein, und der Gerichtsdiener kam hinter ihm drein. „Wo geht Ihr hin so eilig?“ sprach er zu dem Bürger. Dieser erwiderte ganz gelassen: „Gestrenger Herr, das weiß ich selber nicht“. „Aber Ihr seht doch nicht aus, als ob Ihr nur für Langeweile herumgehen wollet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Orte vorhaben.“ „Das mag sein,“ fuhr der Bürger fort, „aber wo ich hingehe, weiß ich wahrhaftig nicht“. Das verdroß den Stadtrichter sehr. Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, daß der Mann an einem Orte etwas Böses ausüben wollte, das er nicht sagen dürfe. Kurz, er verlangte jetzt ernsthaft, von ihm zu hören, wo er hingehe, mit der Bedrohung, ihn sogleich von der Straße weg in das Gefängnis führen zu lassen. Das half alles nichts, und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdiener wirklich den Befehl, diesen widerspenstigen Menschen wegzuführen. Jetzt aber sprach der verständige Mann: „Da sehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die lautere Wahrheit gesagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wissen, daß ich in den Turm gehen werde, und weiß ich denn gewiß, ob ich drein gehe?“ „Nein,“ sprach jetzt der Richter, „das sollt Ihr nicht, jetzt ist es etwas

anderes“. Die witzige Rede hatte ihn zur Besinnung gebracht. Er machte sich im stillen Vorwürfe über seine Empfindlichkeit und ließ den Mann ruhig seinen Weg gehen.

Es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mann, hinter welchem man nicht viel sucht, einem andern eine gute Lehre geben kann, der sich für erstaunend weise und verständig hält.

nach Johann Peter Hebel.

Goldner.

Es sind wohl zweitausend Jahre oder noch länger, da hat in einem dichten Wald ein armer Hirt gelebt. Der hatte sich ein bretternes Haus inmitten des Waldes gebaut; darin wohnte er zusammen mit seinem Weibe und seinen sechs Kindern, die waren alle Knaben. An dem Hause war ein Ziehbrunnen und ein Gärtlein, und wenn der Vater das Vieh hütete, gingen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag einen kühlen Trunk aus dem Brunnen oder ein Gericht aus dem Gärtlein. Den jüngsten Knaben riefen die Eltern nur „Goldner“; denn seine Haare waren wie Gold; und obgleich der jüngste, war er doch der stärkste von allen und der größte. So oft die Kinder hinausgingen, ging Goldner mit einem Baumzweige voran; anders wollte keines gehen; denn jedes fürchtete sich, zuerst auf ein Abenteuer zu stoßen. Ging aber Goldner voran, so folgten sie freudig, eines hinter dem andern nach, durch das dunkelste Dickicht, und wenn auch schon der Mond über dem Gebirge stand. Eines Abends ergötzten sich die Knaben auf dem Rückwege vom Vater mit Spielen im Wald, und da hatte sich Goldner vor allen so sehr im Spielen ereifert, daß er so hell aussah wie das Abendrot. „Laßt uns zurückkehren,“ sprach der älteste, „es scheint dunkel zu werden“. „Seht da, der Mond!“ sprach der zweite. Da kam es lichterloh zwischen den dunkeln Tannen hervor, und eine Frauengestalt wie der Mond setzte sich auf einen der moosigen Steine, spann mit einer kristallinen Spindel einen helllichten (bei Trennungen: hell-lichten) Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldner und sang.

Sie hätte wohl noch weiter gesungen; aber ihr Faden riß, und sie erlosch wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht. Die

Kinder faßte ein Grausen; sie sprangen mit kläglichem Geschrei, das eine dahin, das andere dorthin, über Felsen und Klüfte, und verlor eins das andere. nach Justinus Kerner.

Erwachen.

Die Nacht geht zu Ende. Die Luft ist feucht, beinahe kalt. Tauschwer wogt das Dschungel, vom frühen Wind gewiegt. Die Schreie der Raubtiere entfernen sich. Schon strolchen die Ziegenböcke herum, das Herannahen des Tages ahnend und fressen leise meckernd an den Gebüschen herum. Trotz des unaufhörlichen Tumults haben die Grillen, die Büffelkröten und Frösche bereits das leuchtende Rauschen auf unsichtbaren Sohlen herannahen fühlen. Auch zerreißt bereits ein Hahnen- schrei das ferne Dunkel, und schon regt sich der Häuptling auf seinem Lager, stöhnt ein paarmal und wacht plötzlich auf.

War es ein Krähen des Hahnes, was ihn aus seinem Schlummer schreckte? Oder war es nur das schwache Meckern der Ziegen? Nein, ein Gedanke ist es, der unsichtbar in ihm arbeitet, ohne sich ihm ganz zu enthüllen. Was geht in ihm vor? Er niest und gähnt lange. Aufsitzend reibt er sich die Augen, spuckt aus, zerdrückt vier oder fünf Stechmücken, kratzt sich und sucht sich vergeblich zu erinnern, was los ist. Und plötzlich lodert in der Nacht seiner Erinnerung eine helle Fackel auf. Sie hatte doch recht, diese innere Stimme, die ihn immerfort mahnte, daß etwas Wichtiges bevorstand. Es war Zeit, in die Dörfer zu eilen, die an sein Gebiet grenzen. Dort arbeiten seine Mannschaften. Er mußte sie überwachen.

Unter Selbstgesprächen nimmt er seinen Sack vom Nagel und füllt ihn mit Bataten, getrockneten Pfefferfrüchten, gekochtem Mais und einem Stück Fleisch. An Waffen nimmt er zwei mächtige Jagdspieße, drei Wurfesser in der Form von Krebsscheren und einen kleinen Dolch. Dann tritt er aus der Hütte. Neben ihm trippelt sein Hund einher. Das gemeinsame Abenteuer macht ihm großen Spaß und gleicht vorderhand einem lustigen Streich. Obwohl er Angst hat, ist seine Neugierde noch stärker. Bald entdeckt er eine weiße, runde Hütte. Dann erreichen sie den Fluß Bamba, dessen Gewässer langsam dahinfliessen.

Der Häuptling hat eines der Dörfer erreicht. Der Hund ist jung und gutmütig. Er fühlt sich stark. Von allem läßt er sich überraschen. Er reckt sich mit allen vieren im frischen Gras und leckt die Tautropfen. Alles interessiert ihn und bringt ihn in Verwunderung. Schweiß trüpfelt ihm von der Zunge. Kampflust, Machtgier schillern in des Hundes Augen und hetzen ihn auf den Igel los. Der hat indes den Lärm wahrgenommen. Im Nu hat er sich in eine Kugel verwandelt. Es war Zeit. Ein Stoß und heulend vor Schmerz, Bestürzung und Verblüffung trippelt der Hund zu seinem Herrn zurück. Den winzigen Igel wird er nicht mehr vergessen und respektieren.

nach René Maran.

Die neue Hose des Herrn Professors.

Ein Professor, der so gelehrt war, daß er in seiner Bücherei jedes Vierteljahr eine Hose rein durchsaß, bekam von seiner Frau unter den Weihnachtsbaum eine nagelneue Hose von bestem Stoff, und der Kaufmann hatte geschworen, sie vermöge selbst einem Schleifstein acht Tage lang Widerstand zu leisten.

Der gute Gelehrte war über die zarte Aufmerksamkeit seiner Gattin aufs tiefste gerührt; als er aber das Geschenk am folgenden Tag anziehen wollte, fand sich's, daß der Schneider an ihr merkwürdigerweise des Guten zu viel getan hatte; denn sie war wenigstens handbreit zu lang.

So ersuchte denn der Professor seine Frau in aller Liebe und Sanftmut, sie möge handbreit abschneiden und den Rand einsäumen mit der Nähmaschine.

Aber die Frau hatte keine Zeit, weil es manch anderes zu tun und anzuordnen gab in Küche und Stube und in den Kammern.

Da ging der abgewiesene Gatte mit der überlangen Hose zu seiner Tochter, nannte sie Herzchen und Schätzchen, trug ihr sein Anliegen vor und besiegelte seine Bitte mit einem zärtlichen Kusse.

Aber das Fräulein putzte sich eben für den Kirchengang und so war Grüßen und Küsselfen verloren.

Der Professor klopfte an die nächste Türe und trat bei seiner Schwägerin ein, die mit im Hause wohnte. Sie sei die

Liebste und Beste, und es werde ihr nicht darauf ankommen, die Hose eine Hand breit abzuschneiden.

Die liebste und beste Schwägerin meinte, es komme ihr auch nicht darauf an; aber am heiligen Tage röhre sie grundsätzlich keine Nadel an, und warum's denn gerade heute sein müsse?

Da barst dem Gelehrten der Geduldsack. Er brummte über die Ungefälligkeit des Weibervolkes, schlug einige Türen zu, daß es krachte, ging in sein Zimmer und warf die Hose aufs Bett. Mittlerweile hatte sich die Frau eines Besseren besonnen. Sie ging also ins Schlafzimmer, setzte der Hose die Beine zurecht und legte sie wieder an ihren Platz.

Aber auch die Tochter bereute es, den guten Vater gekränkt zu haben. Um also ihren Fehler durch eine freudige Überraschung wieder gutzumachen, ging sie auf den Zehenspitzen wieder ins Schlafzimmer, kürzte die Hose gut handbreit, und schritt dann so fröhlich der Kirche zu, als ob sie weiß Gott was für ein edles Werk getan hätte.

Bald darauf kam auch die liebste und beste Schwägerin mit der Schere daher, um der Hose die Langeweile zu vertreiben.

So hatten also diesmal drei dasselbe getan, und es war wirklich dasselbe, und doch war der Professor nicht zufrieden.

nach Josef Wachner.

Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheit und wußte sich wohl in alles mögliche zu schicken; der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen. Wenn etwas zu tun war, so mußte es der älteste allzeit ausrichten; der jüngste saß in einer Ecke und hörte und konnte nicht begreifen.

Und nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „Hör Du in der Ecke dort, Du wirst groß und stark, Du mußt auch etwas Rechtes lernen, womit Du Dein Brot verdienst.“ „Ei, Vater,“ antwortete er, „ich will gerne etwas Gutes lernen, ja, wenn's Euch recht ist, so möchte ich lernen, daß mir's gruselte; davon verstehe ich noch gar nichts.“ Der älteste

lachte, als er das hörte, und dachte bei sich: „Du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart, aus dem wird sein Lebtag nichts; was ein Häkchen werden will, muß sich beizeiten krümmen.“

Bald darnach kam der Küster zu Besuch ins Haus; da klagte ihm der Vater seine Not. „Denkt Euch, als ich ihn fragte, womit er sein Brot verdienen wolle, hat er gar verlangt, das Gruseln zu lernen.“ „Wenn's weiter nichts anderes ist,“ antwortete der Küster, „das kann er bei mir lernen; tut ihn zu mir, ich werde ihn schon abhobeln.“ Der Vater war es zufrieden, weil er dachte: „Der Junge wird doch ein wenig zugestutzt.“ Der Küster also nahm ihn ins Haus, und er mußte die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufzustehen, in den Kirchturm steigen und läuten. „Mich nimmt wunder, ob du nicht lernst, was Gruseln ist,“ dachte er, ging heimlich voraus, und als der Junge oben war und sich umdrehte, so sah er auf der Treppe, dem Schallloch gegenüber, eine weiße Gestalt stehen. „Wer da,“ rief er; aber die Gestalt gab keine Antwort, regte und bewegte sich nicht. „Gib Antwort,“ rief der Junge, „oder mache, daß Du fortkommst, sonst ist es Dein Schade.“ Der Küster aber blieb unbeweglich stehen, damit der Junge glauben sollte, es wäre ein Wunder. Der Junge rief ihn zum zweitenmale, zum drittenmale an, und als dies vergeblich war, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst die Treppe hinab. Darauf läutete er, ging heim, legte sich ins Bett und schlief fort.

Die Küsterfrau wartete lange Zeit auf ihren Mann. Da ward ihr endlich angst, sie weckte den Jungen und fragte: „Ich habe so Angst, weißt Du nicht, wo mein Mann geblieben ist? er ist vor Dir auf den Turm gestiegen.“ „Nein,“ antwortete der Junge, aber da hat einer dem Schalloch (bei Trennungen: Schall-loch) gegenüber auf der Treppe gestanden, und weil er nicht weggehen wollte, hab ich ihn hinuntergestoßen. Geht nur hin, so werdet Ihr sehen, ob er's gewesen ist, es sollte mir leid tun.“ Die Frau sprang fort und fand ihren Mann, der ein Bein gebrochen hatte.

Sie trug ihn hinab und eilte mit lautem Geschrei zu dem Vater des Jungen. „Euer Junge,“ rief sie, „hat uns ein großes

Leid angetan; meinen Mann hat er die Treppe hinabgeworfen. Schafft den Taugenichts aus unserem Hause!“ Der Vater erschrak, kam herbeigelaufen und schalt den Jungen aus. „Was sind das für Streiche! die muß Dir der Böse eingegeben haben.“ „Vater“, antwortete er, „hört nur an, es tut mir leid, das ist nicht meine Schuld; er stand im Dunkel wie einer, der Böses im Sinne hat. Ich wußte nicht, wer's war und hab ihn dreimal ermahnt, zu reden oder wegzugehen.“

„Ach,“ sprach der Vater, „mit Dir erlebe ich nur Not, geh' mir aus den Augen, ich will Dich nicht mehr ansehen.“ „Ja, Vater, das ist mir recht, wartet nur, bis Tag ist, da will ich ausgehen und das Gruseln lernen, das tut not, so versteh ich doch eine Kunst, die mich doch ernähren kann.“ „Lerne, was Du willst,“ sprach der Vater, „mir ist alles einerlei. Da hast du fünfzig Taler, damit geh' in die weite Welt und sag' keinem Menschen, woher Du bist und wer Dein Vater ist; denn ich muß mich Deiner schämen.“ „Ja, Vater, wie Ihr's haben wollt, wenn Ihr nicht mehr verlangt; das kann ich leicht in acht behalten.“

Als nun der Tag anbrach, steckte der Junge seine fünfzig Taler in die Tasche, und ging hinaus auf die große Landstraße.

nach den Brüdern Grimm.

Die Gesellschaft mit dem Löwen.

Es gesellten sich ein Rind, eine Ziege und ein Schaf zum Löwen und zogen miteinander auf die Jagd in einen Forst. Da sie nun einen Hirsch gefangen und in vier Teile gleich geteilet hatten, sprach der Löwe: „Ihr wisset, daß ein Teil mein ist, als eures Gesellen; das andere gebühret mir als einem König unter den Tieren; das dritte will ich darum haben, daß ich stärker bin und mehr darnach gelaufen und gearbeitet habe, denn ihr alle drei; wer das vierte aber haben will, der muß mir's mit Gewalt nehmen.“ Also mußten die drei für ihre Mühe das Nachsehen und den Schaden zum Lohn haben.

Fahr nicht hoch, halt dich zu deinesgleichen! Es ist mit Herren nicht gut Kirschen essen; sie werfen einen mit den Stielen. Das ist eine Gesellschaft mit dem Löwen, wo einer allein den Genuß, der andere allein den Schaden hat.

Martin Luther.

Eine Hühnerwirtschaft.

Auf einem Gehöfte lebte ein alter Hahn, der hieß Henning, und seine Frau, die alte Henne, hieß Kratzefuß. Von den vielen Kindern, welche die beiden gehabt hatten, waren fast alle von ihrer Herrschaft aufgegessen, nur zwei Hähnchen waren noch übrig, Gokelmann hieß der ältere und Hähnel der jüngere. Beide waren muntere Burschen, keck, munter und streitsüchtig, wie man es von jungen Hähnen nur verlangen kann; aber der Gokelmann hatte eben nicht das Pulver erfunden, während sein Bruder Hähnel schon gescheiter war. Beißen mußten sie sich täglich ein paarmal; denn bei den Hühnern gehört das zur guten Lebensart. Nun wohnte auch noch auf demselben Hofe ein rothaariger Hund, Phylax mit Namen, der war ein so gutmütiges Tier, daß er den Hühnern nie etwas zuleide tat; oft ließ er ihnen sogar manchen guten Bissen von seinem Fressen übrig; daher hatten sie ihn denn auch alle gern.

Eines Morgens spazierte einmal der Gokelmann ganz gemütlich für sich allein in dem großen Garten hinter dem Hause. Da wußte er ganz hinten am Ende des hölzernen Zaunes einen prächtigen hohen Misthaufen, auf den er für sein Leben gern hinaufflog. Wie stolz und majestatisch kam er sich da oben vor!

Auch heute war sein erster Gang zu dem Haufen dort. Wie er nun so im besten Scharren, Kratzen und Krähen war, sah er am Wasser hinter dem Zaun Meister Reinecke, den Fuchs liegen; der rührte und regte sich nicht und schaute fortwährend eifrig nach dem Ufersande hin. Gokelmann hatte wohl schon oft in seinem Leben von dem bösen Hühnerdieb gehört, aber nie einen gesehen, und weil nun der Fuchs rothaarig war und auch sonst viel Ähnlichkeit mit einem Hunde hatte, redete er ihn an und rief: „Du da! Bist du denn nicht ein Bruder von unserem Phylax?“

Der Fuchs, der schon lange den appetitlichen jungen Hahn da oben gewittert hatte, dachte: „Warte, dich will ich schon fassen, wenn ich dich nur erst hier habe!“ Er blieb ruhig in seiner Stellung liegen und tat, als wenn er nichts gehört hätte.

„Du da, bist du nicht der Bruder zu unserem Phylax!“ rief das Hähnchen noch ein paarmal mit lauter Stimme.

„Ach sieh da! Liebster Gokelmann!“ sprach endlich der Schlaue und richtete den Kopf in die Höhe. „Wie bin ich froh, daß ich dich einmal zu sehen bekomme, du lieber kleiner Kerl! Allerdings bin ich der Bruder von Phylax, und der hat mir so viel Schönes von Dir und deinem Bruder Hähnel erzählt. Ihr sollt ja beide prächtig krähen können; du glaubst nicht, wie gern ich das anhöre! Leider bin ich jetzt erkältet, und die Erkältung hat sich mir auf die Ohren geworfen, so daß ich schwer in die Ferne höre. Du würdest mir eine große Freude machen, wenn du über den Zaun zu mir herunterfliegen möchtest und mir so recht in der Nähe etwas vorkrähest!“

Gold.

Der reichste Mann? Nein, der ärmste, der jämmerlichste, der enttäuschte Bettler dieser Erde. Nach acht Tagen ist das Geheimnis verraten, eine Frau hat es irgendeinem Vorübergehenden erzählt und ihm ein paar Goldkörner gegeben. Und was nun geschieht, ist ohne Beispiel. Sofort lassen alle Männer Suters ihre Arbeit, die Schlosser laufen von den Schmieden, die Schäfer von den Herden, die Weinbauern von den Reben, die Soldaten lassen ihre Gewehre, alles ist wie besessen und eilt mit rasch geholten Sieben und Kasserollen hin zum Sägewerk, Gold aus dem Sand zu Schütteln. Über Nacht ist das ganze Land verlassen, die Milchkühe brüllen, die niemand melkt und verrecken, die Büffelherden zerreißen ihre Hürden, stampfen hinein in die Felder, wo die Frucht am Halme verfault, die Käsereien stehen still, die Scheunen stürzen ein, das ungeheure Räderwerk des gigantischen Betriebs steht still. Telegraphen sprühen die goldene Verheibung über Länder und Meere.

Und schon kommen die Leute herauf von den Städten, von den Häfen; Matrosen verlassen ihre Schiffe, die Regierungsbeamten ihren Posten, in langen unendlichen Kolonnen zieht es von Osten, von Westen, zu Fuß, zu Wagen, zu Pferd heran, der menschliche Heuschreckenschwarm. Eine zügellose, brutale Horde, die kein Gesetz kennt als die Faust, kein Gebot als das ihres Revolvers, gießt sich über die blühende Kolonie.

Alles ist für sie herrenlos, niemand wagt ihnen entgegenzutreten. Sie schlachten Suters Kühe, sie reißen seine Scheunen ein, um sich Häuser zu bauen, sie zerstampfen seine Äcker, sie stehlen seine Maschinen — über Nacht ist Johann August Suter bettelarm geworden, wie König Midas, erstickt im eigenen Gold.

Und immer gewaltiger wird der beispiellose Sturm nach Gold. Von New-York allein gehen hundert Schiffe ab, aus Deutschland, aus England, aus Frankreich aus Spanien kommen 1848, 1849, 1850, 1851 ungeheure Räuberhorden herübergezogen. Einige fahren um das Kap Horn, den Ungeduldigsten zu lang, so wählen sie den gefährlichen Weg über das Land, über den Isthmus von Panama. Quer über den Kontinent ziehen riesige Karawanen, Menschen aller Rassen und Sprachen, und alle wühlen sie in Johann August Suters Eigentum wie auf eigenem Grunde.

nach Stefan Zweig.

Als wir Schule spielten.

Am letzten Samstagnachmittag, als es in Strömen regnete, wußten wir zuerst nicht, was anfangen. Schließlich kamen wir überein „Schullehrerlis“ zu spielen. Der Dachboden war unser Schulzimmer. Dort hatte Otto, der unser Lehrer sein sollte, eine kleine Wandtafel. Während wir Schüler uns für den Unterricht bereitmachten, ging unser Lehrer wichtig auf und ab. Er trug eine Drahtbrille. Unter dem Arme trug er ein dickes, langes Lineal.

Mit diesem klopfte unser Lehrer bei Beginn des Unterrichtes auf den Tisch. „Still! Wer jetzt noch schwatzt, erhält drei Tatzen! Zuerst haben wir Deutsch.“ „Herr Lehrer, ich hätte lieber Geographie!“ hatte die Greth auszusetzen. „Und ich wollte lieber Pause!“ platzte die Lise heraus. Alle fingen an zu lachen. „Ruhig!“ schrie nun unser Lehrer und hieb mit dem Lineal noch heftiger auf den Tisch, „jetzt sag ich's nur noch einmal: Wer den Unterricht wieder stört, bekommt vier Tatzen!“ Nun wurde es wieder ruhig. „Ich habe eure Aufsätze korrigiert,“ fuhr unser Lehrer fort. „Schon mehr als tausendmal habe ich euch gesagt: Ihr müßt besser aufpassen. Ich habe gewiß schon viele schlechten Klassen gehabt, aber

ihr seid die himmeltraurigste. So elende Fehler hat noch keine gemacht. Fritz, wie schreibt man „zurückkommen?“ — „Wenn es ein Wort ist, soll man es zusammenschreiben; sind es zwei, so schreibt man es getrennt, Herr Lehrer.“ — „Ist das wieder eine Antwort! Zusammen muß es geschrieben werden! Da Ihr bei diesen zusammengesetzten Verben immer wieder die gleichen blödsinnigen Fehler macht, so will ich es euch jetzt schon austreiben. Jetzt haben wir darüber ein Diktat. Karl, du gehst an die Wandtafel! Ihr andern schreibt es auf ein Blatt Papier!“

Schreibt also: Hinuntergehen, fortfahren, hinauskommen, herunterholen, hervorragen, herausfließen, niederschreiben, vorwegnehmen, vorbeimarschieren, zusammensetzen, aufeinanderfolgen, stillschweigen, bereitstellen, herabfallen, herausgeben, hinüberschaffen, innewerden, innehalten, irreleiten, zurechweisen.

Ich bat ihn, mir das Geld zurückzugeben. Hat er es dir noch nicht zurückbezahlt? So kann er nicht mehr fortfahren; er muß seine Mittel mehr zusammenhalten. Da er die Frist wieder nicht innegehalten hat, habe ich ihn zurechtgewiesen. Kaum war ich hinausgegangen, sah ich Militär vorbeimarschieren. Rasch aufeinanderfolgend zogen drei Bataillone vorüber.“

„Wie schreibt man „Bataillone?“ fragte die Greth. Während es ihr der Lehrer erklärte, stieß mich Karl mit dem Ellbogen und sagte: „Du, das sind blöde Sätze!“ Unser Lehrer hörte es noch und fuhr uns an: „Dann macht ihr gescheitere!“

„Ja, ich, Herr Lehrer!“ rief darauf die Lise. — „Gut, so sag' deinen Satz!“ forderte der Lehrer sie auf. — „Wenn die Grammatikstunde beginnt, möchte ich am liebsten hinausgehen,“ sprach darauf die Lise. „Ich auch,“ sagte der Karl. „Zu was braucht man überhaupt die langweilige Grammatik?“ — „Natürlich!“ versetzte darauf unser Lehrer, „da sieht man's ja. Weil er zu dumm ist und nichts versteht, ist es ihm zu langweilig. Jetzt haben wir in der letzten Grammatikstunde mindestens hundertmal gesagt, es heiße in der schriftdeutschen Sprache nicht „zu was“, sondern „wozu“, auch nicht „mit was“, oder „auf was“, sondern „womit“ und „worauf“; Karl, als Straf-

aufgabe schreibst Du auf das nächste Mal je zwanzig Sätze mit ‚wozu‘, ‚womit‘ und ‚worauf‘.“

Hier wurde unser Unterrich jählings unterbrochen. Unser Lehrer wurde abberufen; die Mutter rief ihm schon zum drittenmal, er müsse ein Brot holen. „Bis ich wiederkomme, schreibt ihr Fragesätze mit ‚wozu‘, ‚womit‘ und ‚worauf‘ und gebt die Antworten. Der Fritz passt auf, daß niemand schwatzt.“ Kaum war aber unser Lehrer fort, so machten wir ab, daß wir keine rechten Sätze schreiben wollten, und wir lachten und schwatzten, daß man uns jedenfalls auf der Straße unten hörte.

nach Albert Müller.

Züs Bünzlin.

Wenn Züs Bünzlin zufrieden und nicht zu sehr beschäftigt war, so ertönten unaufhörliche Reden aus ihrem Munde, und alle Dinge wußte sie heimzuweisen und zu beurteilen, und jung und alt, hoch und niedrig, gelehrt und ungelehrt mußte von ihr lernen und sich ihrem Urteil unterziehen. Von der Stadtschule her und aus dem Konfirmationsunterrichte hatte sie die Übung ununterbrochen beibehalten, Aufsätze zu schreiben, und so verfertigte sie zuweilen an stillen Sonntagen die wunderbarsten Aufsätze, indem sie an irgendeinen Titel, den sie gehört oder gelesen, die unsinnigsten Sätze anreichte, ganze Bogen voll, wie sie ihrem seltsamen Gehirn entsprangen, wie z. B. über das Nutzbringende des Krankenbettes, über den Tod, über die Heilsamkeit des Entsagens, über die Größe der sichtbaren Welt und das Geheimnisvolle der unsichtbaren, über das Landleben und dessen Freuden, über die Träume, über die Liebe. Sie las ihren Freunden diese Arbeiten laut vor, und wem sie recht wohlwollte, dem schenkte sie einen oder zwei solcher Aufsätze, und der mußte sie in die Bibel legen, wenn er eine hatte.

nach Gottfried Keller.

Der alte Brehm.

(Johann Christian Brehm; 1784-1864)

Es ließe sich vieles sagen über meines Vaters Wirksamkeit als Geistlicher, wenn wir hier nicht vorzugsweise den Naturforscher hervorzuheben hätten. Das eine darf hier jedoch nicht

unerwähnt bleiben: daß „der alte Pastor Brehm“ weit über das Kirchspiel hinaus ein geliebter und verehrter Mann war, sowohl als Prediger wie als stets hilfsbereiter Helfer in allen Verlegenheiten und Nöten. „Geh' zum Renthendorfer, der hilft, wenn es möglich ist,“ war fast sprichwörtlich in der ganzen Umgebung. Man wußte, der Mann scheute keine Mühe, wenn ein Bedrängter dessen würdig war.

Als der Vater nach Renthendorf kam, waren die Wälder der Umgebung Urwaldungen zu vergleichen. Das Schrotgewehr, welches er meisterhaft zu handhaben verstand, reichte oft nicht bis zu den Wipfeln der Bäume hinauf. In diesen Wäldern hat er Jahre seines Lebens verlebt. „Der Herr Pastor aus Renthendorf“ war allen Grünrücken der Umgebung eine befreundete Persönlichkeit. Keiner nahm es dem Pfarrer übel, daß er mit dem Gewehr über der Schulter durch die Wälder zog, zumal man wußte, daß solche Waldgänge weniger der Jagd als der Wissenschaft dienten. Im Wald war er ein Waidmann, welchen die Jäger als einen der Ihrigen anerkannten, obgleich er an den eigentlichen Jagden nicht teilnahm. Er jagte, wo er wollte, und war in jedem Forsthause der Umgebung eines freundlichen Willkomms zum voraus sicher.

Mit dem Morgengrauen zog der jagende Naturforscher aus und gar nicht selten kehrte er erst spät abends wieder. Aber die Jagd war immer nur eine nebensächliche Beschäftigung meines Vaters: Das Beobachten, Belauschen, Erforschen des Lebens seiner Jagdtiere blieb ihm unter allen Umständen die Hauptsache. Als er genügend Kunde der deutschen Landvögel erlangt zu haben vermeinte, sandte er seinen Schwager Schilling nach den Gestaden der Ostsee, um dort an seiner Statt das Leben der Seevögel zu erforschen; und später ließ er mich hinausziehen nach Süden und Norden hin, ein volles Sechstel der Erde durchstreifen, damit ihm auch aus ferneren Landen Kunde werde über das Treiben seiner Lieblinge. Man versteh mich recht, wenn ich sage: „Er ließ mich ziehen“; denn er hat mich nicht aufgefordert zum Reisen, sondern mir nur seine Genehmigung dazu erteilt und seine väterlich warmen, frommen Wünsche auf die Reise mitgegeben.

nach Brehm.

Die moderne Photographie.

Ein besonderes Wort verdient die „Retusche“, von der man oft in drohenden Andeutungen sprechen hört wie von einer verbotenen Alchemie, die alles Natürliche, Ungeschminkte in widerliche Künsteleien verdringt. Die Retusche ist in vielen Fällen eine ganz unentbehrliche Handhabe zur Erreichung anständiger Resultate. Vor allem dient sie dazu, Unsauberkeiten, die durch irgend welche Umstände auf das Negativ gekommen sind und nichts mit der Aufnahme selber zu tun haben, wegzuräumen oder Unebenheiten zu überarbeiten, und durchgearbeitete Kopien zu erhalten. Eine sorgfältige Retusche gehört zum Rüstzeug des Photographen. Natürlich kann sich die Retusche auch dazu hergeben, das Bild nicht nur rein dokumentarisch, sondern auch ästhetisch heben zu wollen, indem etwa auf flauen Negativen Kontraste durch manuellen Eingriff verstärkt, dunkle Stellen und Spitzlichter aufgesetzt werden. Auch hier kann man keine feste Grenze angeben, wo das Erlaubte aufhört. Kein Grundsatz, wie immer er sei, modern oder konservativ sich gebärdend, ist ein Ersatz für notwendigen Geschmack, für das nicht nur ästhetische, sondern auch menschliche Anstandsgefühl.

Als oberste Forderung für die Photographie wird *Sachlichkeit* aufgestellt und daraus ein Parteidogma gemacht. Du meine Güte, wer wollte denn nicht sachlich sein!

Unter Sachlichkeit in der Photographie kann man verstehen, daß in der Aufnahme irgendwelche Gegenstände rein aus den Eigengesetzen der Photographie heraus erfaßt werden, daß es nur auf das photographische Auge ankommt, etwas Wertvolles zu schaffen, daß andere Erwägungen des Geschmackes oder Wertungen des Gegenstandes keine oder eine untergeordnete Rolle spielen.

Man kann Sachlichkeit auch so verstehen, daß die Photographie sich ihrer, wenn nicht rein zweckdienlichen, so doch immer dienenden Stellung bewußt zu sein habe, daß nicht der *Weg* zum Gegenstand, nicht das *Wie* des Sehens das Maßgebende sei, sondern einzig und allein die Sache, d. h. der Gegenstand selber, daß die Photographie dem Größenwahn

anheimfalle, wenn sie glaube, sie sei in sich interessant und wertvoll. Ich bekenne mich entschieden zu dieser letzteren Auffassung. Dem Drang nach einer sachlichen, d. h. sauberen und warhaftigen Sehweise der Erscheinungswelt, nach Erkenntnis der schöpferischen Kräfte, die in ihr lebendig sind, ist die Photographie nur ein armes Werkzeug.

Von der neuen Musik.

Gerda Buddenbrook war eine leidenschaftliche Verehrerin der neuen Musik. Was aber Herrn Pfuhl betraf, so war sie bei ihm auf einen wild empörten Widerstand gestoßen, daß sie anfangs daran verzweifelt hatte, ihn für sich zu gewinnen.

Am Tage, da sie ihm zum ersten Male Klavierauszüge aus „Tristan und Isolde“ aufs Pult gelegt und ihn gebeten hatte, ihr vorzuspielen, war er nach fünfundzwanzig Takten aufgesprungen und mit allen Anzeichen äußersten Ekels zwischen Erker und Flügel hin und wieder geeilt.

„Ich spiele dies nicht, gnädige Frau, ich bin Ihr ergebener Diener, aber ich spiele dies nicht! Das ist keine Musik, glauben Sie mir doch! Dies ist das Chaos! Dies ist Demagogie und Wahnwitz! Das ist parfümierter Qualm, in dem es blitzt! Das ist das Ende aller Moral in der Kunst! Ich spiele es nicht!“ Und mit diesen Worten hatte er sich wieder in den Sessel geworfen und, während sein Kehlkopf auf und nieder wanderte, unter Schlucken und hohlem Husten weitere fünfundzwanzig Takte hervorgebracht, um dann das Klavier zu schließen.

Aber so fürchterlich er sich gebärdet, — langsam und Schritt für Schritt, durch Gewöhnung und Zureden, zog sie ihn zu sich herüber. Diese Musik war ihm im Grunde weniger zuwider, als er anfangs glaubte.

nach Thomas Mann.

Setzt die nötigen Satzzeichen!

Meister Adelbar der Storch hat ausgeschlafen. Er richtet sich auf, wirft den Nachttau von den Federn und ordnet mit dem Schnabel sein Gefieder.

Langsam wird es Tag. Eine Krähe quarrt vorbei die Elster schielt aus der Pappel heraus die Amsel singt der Finke schlägt und die Spatzen die in dem Storchenneste zu Miete wohnen werden munter und fangen an zu lärmten.

Da erhebt der Storch sein Gefieder und fliegt über den Grasgarten und die Kartoffelfelder und die Wiese da wo der Bach sich durch das Erlengebüscht quält braust der Storch hernieder.

Es ist ein Morgen nach seinem Sinne. Das Gras ist naß von Tau aber nicht so sehr daß es eiskalt wäre. Die Luft ist mild und weich und kein Lüftchen röhrt sich.

Langsam schreitet er am Bach entlang. Der rote Schnabel fährt hinab ein grüner Frosch ist im Kropfe. Ihm folgt ein brauner und dem eine Feldmaus ihr ein brauner Frosch und dann eine große Heuschrecke und dann folgen zwei Feldmäuse und eine dicke fette Wühlratte die allzu unvorsichtig zwischen dem Uferschilfe hinhuschte.

Drüben wo das braune Moor an die Wiese stößt geht die Störchin auch sie ist zufrieden. Kaum stand sie in der Wiese da fuhr ihr Schnabel herunter und zog den Maulwurf aus seiner Fahrt. Dann fing sie einen Frosch einen grünen der dick und fett war und ein halbes Dutzend kleine und eine Maus nahm dann einige Graseulenraupen mit und schließlich gab es einen Hauptspaß. Vor ihr bewegte sich das Gras. Behutsam daß der Boden nicht erschüttert wurde schlich Mutter Storchen näher bis sie sah was es da gab. Und dann stieß sie dreimal zu und strich nach dem Neste eine lange dickfette Kreuzotter im Schnabel die sie ihren Jungen hintrug. Auch die übrige Beute spie und stopfte sie ihnen in die Schnäbel. Bald darauf kam auch Vater Storch und sorgte für die Kleinen.

Mehrere Male fliegen die Störche so mit vollen Kröpfen zum Dorf und kommen mit leeren wieder denn die Jungen können im Fressen Gehöriges leisten.

Endlich aber sind sie satt und lassen das Gieren sein. Mutter Storchen setzt sich über sie um sie gegen die Sonnen-glut zu schützen der Vater fliegt noch einige Male ab und zu und holt nasses Torfmoos vom Moore und pflastert den Nest-rand damit aus damit die Jungen Kühlung haben.

Dann aber hat auch er Ruhe. Er biegt den Hals hintenüber, legt den Schnabel auf den Rücken und klappert und dann schläft er er ist müde von dem Morgenspaziergang.

Aus: J. Müller, Deutsche Sprachschule, nach Hermann Löns.

Setzt die Satzzeichen!

Daniel saß den ganzen Tag im Traubewirtshause. Gegen Abend rief er den vorbeigehenden Heinrich Leubli herein und sagte ihm er möchte gerne mit seinen Kollegen Abschied feiern. Bald saßen acht oder zehn junge Burschen in der Stube auch einige ältere Bauern gesellten sich zu ihnen denen die Traubewirtin von dem Anlasse Bericht gemacht hatte. Daniel zahlte und trank tüchtig mit. Als das wenige Bargeld auszugehen drohte zeigte er dem Wirt sein Sparheft und fragte ob er ihm daraufhin zehn Franken geben würde? Der Wirt sagte er könne ihm ja für den Betrag sein Köfferchen dalassen. Die Stiefel möge er seinetwegen behalten es lange schon. Daniel willigte ein und warf das Geld sogleich für Wein auf den Tisch. Dann hielt er die beinahe neuen Stiefel in die Höhe und rief Wer bietet etwas dafür.

Julius Brand des Gemeindeschreibers Sohn der in Schmelzach auf einem Bureau arbeitete und jetzt daheim in den Ferien war ermunterte die andern sie sollten doch bieten damit noch mehr Stoff auf den Tisch komme.

Zwei Franken sagte einer der Burschen in den Tisch hinein.

Zwei zwanzig ein anderer.

Zwei vierzig ein dritter.

Julius Brand stand auf und spielte den Weibel.

Zwei Franken vierzig sind geboten. Zwei vierzig zum ersten — zum andern — und zum — zum —.

Obschon niemand mehr bieten wollte zögerte er noch mit der Zusage und warf einen Blick nach Daniel hinüber. Dieser hielt immer noch die Stiefel in der Hand. Jetzt hängte er sich dieselben über die Achsel und ging damit hinaus.

Stiefel sind von Leder g'macht

und wer's nicht glaubt wird ausgelacht

hörte man ihn im Hausgang singen.

Die Zecher sahen einander an. Die Stiefel sind zehn Franken
wert sagte einer.

Zwölf beehrte ihn sein Nachbar.

Warum bietet ihr denn nicht schrie der Weibel Brand erbost.

Man wird doch das Geld nicht unter den Tisch werfen
sagte der welcher zuerst geboten hatte.

In diesem Augenblick schaute er zufällig durchs Fenster
und riß dann hastig den Flügel auf. Drei Franken geb' ich
dir — Vier Fünf schrie er hinaus.

Aber Daniel ließ sich nicht stören. Er stand am großen
Scheitstock auf dem Vorplatze und hieb die auf den Klotz
hingeklebten Stiefel in kleine Stücke. Er tat ganz ruhig und
galassen dabei als ob das seine tägliche Arbeit wäre.

Alfred Huggenberger.

